

Später fuhren wir nach Knokke. Das liegt nur zwanzig Minuten entfernt. Auch Knokke ist nicht gerade das, was man unter einem Seebad von Welt versteht, macht aber dennoch mehr her als Blankenberge. (Ein gradueller Unterschied, wie etwa zwischen Gießen und Wetzlar.) Auch in Knokke, das mit einem Ort, der Heist heißt, zusammengewachsen ist, »ziert« eine schier endlose Hochhausfassade die Strandpromenade, immerhin macht sie einen kleinen Knick und ein paar ansehnliche, größere Altbauten sind auch noch erhalten. Es herrschte viel Betrieb auf dieser Promenade, abends gegen acht, es war noch lange hell. Unseren Blicken boten sich überall offene, ebenerdige Wohnungen ohne Jalousien und Vorhänge. An sich ein protestantisches Prinzip, das ich früher, längst vergessen, schon mal in Holland gesehen hatte. Die Drapierung des Privaten, Intimitätsappelle, allenthalben: Sieh dir unser Privatleben an, schau in meine Räumlichkeiten, ich habe nichts zu verbergen, weder meinen Bauch noch meine Unterwäsche, auch mein Herz ist absolut rein. Dieses niederländisch-protestantische Prinzip: Es existiert selbst im katholischen Flandern. Hier ist kein Voyeur auf eine *Web-Cam* angewiesen, man geht abends einfach spazieren. Alles ist ganz offensichtlich: Zärtlichkeiten, Frivolitäten, Streit, Freude, Langweile, Anzüglichkeit, Fernsehprogramme, Diaabende, Essensrituale, Tierliebe, Abscheu. Die unverfrorene Gewährung von Einblicken für jeden x-Bliebigen.

Neben dem Spielkasino entdeckte Wilhelm auf der großen Speisekarte eines Restaurants einen Fisch, der ihn interessierte. Lotte, sagte er, die haben hier Lotte. Das sei ein leckeres Tierchen, auch Aalquappe genannt, der einzige Süßwasserdorsch. Also hinein. Wir fanden einen Tisch innen am Fenster, zum Strand hin, die Terrasse war schon belegt. Ich entschied mich für Lamm, englisch. Das *Albert* ist vielleicht kein traditionsreiches Restaurant, aber es hat eine gewisse weiträumige, schnörkellose Eleganz. Jedenfalls mehr als die Spielbank gegenüber, die nicht so viel Klasse besitzt wie die in Monte Carlo etwa oder in Baden-Baden. Das *Albert* scheint eines von diesen sachlichen Restaurants jüngeren Datums zu sein, die ihren Preis haben, den man aber gerne zahlt. Beim Essen fragte Wilhelm mich, ob ich es denn gar nicht witzig fände, dass er im

*Albert* eine Lotte verspeise, während ich ein Werthergesicht auflegte. Wir zwei alten Wetzlarer, na ja: ich ein halbalter Wetzlarer, er ein ganz alter. Im *Albert*, er, Wilhelm, eine Lotte und ich, vis-à-vis, mit Werthergesicht. Er konnte nur mühsam sein Lachen unterdrücken. Vielleicht hat er doch zu viel Sonne abgekriegt heute, dachte ich, und der Champagner vorweg tat ein Übriges. Längst waren wir ja beim Grauburgunder, die hatten tatsächlich einen aus dem Markgräfler Land. Ich nickte, wahrscheinlich nur ungekonnt, grinste wie zustimmend, das sei witzig, ja, Wilhelm, du hast Humor, konzentrierte mich derweil aber auf mein Lamm.

Beim Essen sprach ich ihn auf die Urfassung seines *Cor obscuritatis* an, was aus der geworden sei. Gestern, bei der Anreise habe er mir das nicht mehr erzählt. Nein, habe er nicht? Er wunderte sich. Als *Herz der Finsternis* habe Rachel die Situation bezeichnet, in der sie sich befand, und so sei es für ihn tatsächlich ihre Idee gewesen, die ihn fünfeinhalb Jahre später anregte und inspirierte, als er ein paarmal in diesem Wetzlarer Durchgangslager für abgeschossene alliierte Bomberbesatzungen zum Einsatz kam, dank seiner relativ guten Englischkenntnisse. Davon habe er mir doch erzählt, fragte Wilhelm mich, oder etwa nicht? Doch, doch, sagte ich, gestern erst, auf der Anreise nach Flandern. Auf der Anreise, wiederholte Wilhelm, so, so, er tat erstaunt, als könne er sich gar nicht mehr recht erinnern. Als wären wir schon ewig hier. Nach einer Weile fuhr er fort mit der Geschichte des Kartographen, der in einem Aufklärer der Royal Air Force mitflog. Er habe, so Wilhelm, eine Weile überlegt, wie er den nennen sollte. Beim Überlegen habe er dann so herumgekritzelt, mit Namen. *Marburg, Lahn oder Wetzlar*, habe unter anderem auf dem Blatt gestanden, auf dem er einen englisch klingenden Namen für seinen Helden gesucht habe. Dann habe er mit Anlauten und Initialen gespielt, einfach so, in einer schöpferischen Pause. Manchmal seien ja Pausen schöpferischer als die eigentliche Arbeit. Und auf diese Weise sei er auf den *Marlow* gekommen, der habe ihm spontan gefallen, der Name, klingt irgendwie anglophil, habe er sich gedacht. *Marlow, anglophil*. Und dann noch das *anglo* über Bord geworfen und aus *phil* Philip gemacht. Meine Güte, wiegelte er vorausseilend ab, von diesem amerikanischen Detektiv habe er damals noch gar

nichts gehört gehabt. Chandlers Romane und ihre Verfilmungen wären erst später zu uns gekommen, in der Besatzungszeit. Und dass Conrad seinen Herzspezialisten der Finsternis auch *Marlow*, wenn auch mit einem *e* am Ende, genannt hatte, habe er da noch gar nicht gewusst. Hans-Georg habe darüber überhaupt nicht gestaunt, sondern nur gemeint, dass es sich hierbei wohl um das Phänomen einer unbewussten Horizontverschmelzung handle.

Diesen *Marlow* hatte Wilhelm jedenfalls als eigenwilligen Kauz konzipiert, der in seinen Schuhen, unter den Socken, selbst gezeichnete Pläne für die Landung der Alliierten versteckt hatte, um im Falle eines Abschusses, von dem er annahm, dass er ihn nicht überleben würde, den Deutschen wenigstens falsches Material in die Hände zu spielen. Aus einem verspielten Rachedrieb heraus. Frei erfundene Invasionspläne, denn natürlich hatte er keine Ahnung im Sinne von *wann* und *wo*. Wie viele seiner Kameraden, aber auch wie die oberste Heeresleitung in Berlin, ging er davon aus, die Invasion würde irgendwo zwischen Calais und Flandern beginnen, also hier vielleicht, sagte Wilhelm und schaute zum Strand. Daher entwarf *Marlow* einen anderen Plan, den er gekonnt zeichnete, mit dem Landungsziel Normandie, genauer: dem östlichen Teil jener Halbinsel, die den Namen Cotentin trägt, da hatte er einmal Urlaub gemacht, auch seine Hochzeitsreise hatte ihn dorthin geführt. Beim Datum war *Marlow* unschlüssig und setzte der Einfachheit halber den Geburtstag seiner Frau ein, den 6. Juni. Dann wurde er, so Wilhelms Skizze, tatsächlich abgeschossen, überlebte als Einziger, dem Fallschirm sei Dank, bis auf eine Schramme an der Stirn unverletzt, geriet in Gefangenschaft und kam sofort nach Wetzlar, in dieses Lager. Unterwegs hatte er dreimal versucht, den Plan wegzuworfen. Aber das war ihm zu gefährlich. Wie hätte er erklären sollen, was er da wegwerfen wollte? Erst in Wetzlar wurde er gefilzt und dabei, zufälligerweise, der Plan gefunden. Regulär durften die zu Filzenden ihre Unterhosen und Socken anlassen. An jenem Tag aber, in der letzten Maiwoche '44, es war heiß, hatte das Rote Kreuz eine neue Ladung Unterwäsche geliefert, wie gesagt, so Wilhelm, es war ein vergleichsweise ziviles Lager, da bei uns in Wetzlar. Alle Gefange-

nen warfen sofort ihre schmutzigen Buxen und Socken weg und stürzten sich auf die frischen Sachen. Alle, bis auf Marlow. Das fiel allerdings einem Wachhabenden auf. Marlow wurde nervös, er hatte keine brillant-skurrile Erklärung für sein abweichendes Verhalten. Vielleicht hätte er nur sagen müssen, er könne sich nicht von Unterhose und Socken trennen, eine alte Regel seiner Familie, eingehalten seit Generationen, alles andere bringe Unglück. Man hätte die Achseln gezuckt und gedacht: ein britischer Spleen. Sei's drum. Aber Marlow hatte keine Idee, er zitterte. Das weckte Neugier. Und so war der Plan gefunden worden.

Was soll *das denn* sein, ein Witz? Eine Täuschung? Warum hatte dieser Gefangene solch einen Plan unter den Socken? Marlow versuchte sich rauszureden, kaum vorbereitet auf diese Situation, in der Tat, das sei eher ein Witz, genau genommen das Ergebnis einer Wette, Briten wetteten nun mal gerne. Vor dem Abflug hätten seine Kameraden und er sich überlegt, wo denn, eines ferneren Tages die Invasion im Westen beginnen könne. Natürlich tippeten alle auf einen Strand zwischen Calais und Flandern. Alle bis auf ihn. Er habe dann, schon wegen der Wettquote, den Plan gezeichnet, als späteren Beweis. Die anderen aber blieben dabei, zwischen Calais und Flandern. Das sei einfach am nächsten, von der Insel aus gesehen. Bei gutem Wetter könne man mit dem Fernglas zuschauen, was an der neuen Front geschehe. Schon der Frauen wegen sei das die geeignete Gegend, die könnten von zu Hause aus ihre Helden bei der Arbeit beobachten. Ferngläser seien mittlerweile allerdings Mangelware in Großbritannien, selbst deutsche Fabrikate, so weit noch zu erwerben, stünden hoch im Kurs. Vor allem *die* würden, der Qualität wegen, von Frauen gekauft oder den britischen, amerikanischen und kanadischen GI's für sie, die Frauen, erworben. Das müsse man doch verstehen, hier in dieser Stadt, wo er nun unfreiwillig gelandet sei. Dies sei doch die Stadt, in der diese exzellenten Ferngläser gebaut würden.

Von solchen Schmeicheleinheiten ließ man sich natürlich nicht beeindruckt, so Wilhelm. Marlow wurde weitergereicht. Nach Berlin, ins Reichssicherheitshauptamt. Sonderbehandlung, alle Schikanen. Von sanft bis grausam. Das Ganze in der letzten Maiwoche '44. Ein paar Tage blieb er bei der Variante. Dann gab er zu,

entkräftet, geschlagen, verstört, was die sich dort derweil zusammengereimt hatten, deren Version der Dinge. Marlow gab also zu, dass er ein britischer Maulwurf sei, den man in London präpariert habe. Feindtäuschung, fast ein klassischer Fall. Man wolle der oberen Heeresleitung einflößen, die Invasion fände an besagtem Datum in der Normandie statt. Um die deutschen Truppen dort zu massieren. So wurde Marlow zum Tode verurteilt und die Hinrichtung auf das zynische Datum 6. Juni festgesetzt. Eine standrechtliche Erschießung, so Wilhelm. Und als dann bald nach Morgenrauen die Gewehre schon auf ihn angelegt waren, während Marlow mit verbundenen Augen an der Wand stand, ein Häufchen Elend, nichts als Todesangst, da wurde im letzten Moment die Sache abgeblasen. Denn kurz zuvor kam die Meldung aus der Normandie. Der Gefangene war also doch kein Spion mit gezielter Falschmeldung. Was aber war er dann? Ein Überläufer? Die Verhöre begannen von neuem, zumal sich herausstellte, dass der fingierte Landungsplan äußerst exakt war. Hier unterbrach sich Wilhelm.

Weiter war er nicht gekommen, auch nicht mit der Rekonstruktion nach dem Verlust des Manuskripts. Warum nicht, wollte ich wissen, ich hätte schon weitaus krudere Geschichten gehört, gelesen oder im Kino gesehen. Ich fand sie gar nicht so übel. Nein, wirklich nicht?, fragte Wilhelm, er schien mir richtig verlegen. Nein, wirklich nicht, sagte ich, dieser Entwurf sei durchaus originell. Ein ganz anderes Buch freilich als das, aus dem er mir gestern vorgelesen habe. Aber auch ein guter Stoff (und das finde ich wirklich, Babette), warum er den nicht beendet habe? Wilhelm war nun regelrecht gerührt, blickte zwischen seiner Dürerhand, dem Strand und mir hin und her, als könne er irgendwo in diesem Blickfeld eine Antwort finden. Er sagte, so lange die Geschichte auf Wetzlarer Boden gespielt habe, sei er prima damit klargekommen. Aber diese Berlinpassagen, grauenhaft. Die seien völlig missglückt. Er zögerte einen Moment, sagte dann, er habe immer das Gefühl, dass er, beim schriftlichen Verlassen unserer Heimat, kreativ stecken bleibe, seine Phantasie ihn im Stich lasse. Eine Blockade. Furchtbar. Aber seine altbewährte Theorie des Als-ob, wandte ich ein, die müsse ihm doch helfen, sich in Sachverhalte,

Begebenheiten, Sujets und Orte hineinzusetzen, selbst wenn sie ihm durch und durch fremd seien. Ja, mehr noch: selbst, wenn sie frei erfunden seien, nicht wirklich existierten.

Wir hatten zu Ende gegessen, Wilhelm lobte die Küche, als die Teller abgeräumt wurden und er Espresso für uns bestellte. Er dachte nach, schwieg eine Weile, bis der Kaffee kam. Den Zucker in der Tasse rührend, sagte er, ich rühre da an einen wunden Punkt in ihm. Ich trank ihn ungesüßt und fragte zurück, was er meine. Natürlich sei Vaihingers Theorie universell, so wie die von Hans-Georg. Aber er, Wilhelm, könne nun mal, und es falle ihm schwer, das einzugestehen, in seiner literarischen Produktion die Figur des Als-ob nur anwenden und einsetzen, soweit dies seinen Heimatboden betreffe. Er wäre zum Beispiel unfähig, unsere Reise hier zu beschreiben, er würde Jahre darüber brüten und alles verwerfen. Ständig habe er das Gefühl, er müsse alles auf Wetzlar beziehen, er sei nun mal auf diese Stadt fixiert. Er wisse auch nicht, warum das so sei. Er schaute mich nun ganz ruhig an und sagte, ich sei der Erste seit Rachel, der ihn zwänge, das auszusprechen. Diese seine Unfähigkeit, abseits der Lahn produktiv sein zu können. Das bewundere er übrigens an mir, ganz ehrlich. Das habe ihm gefallen und imponiert, heute da am Strand, wie ich im Schatten gearbeitet habe. Oder heute Morgen, dieses kreative Chaos in meinem Hotelzimmer, als er mich mit Hilfe des Servicemädchens geweckt habe. Klasse, das gefalle ihm. Wo ich auch sei, immer könnte ich weiterarbeiten. Selbst heute Nachmittag, als ich ihm die Bekanntschaft dieser aparten Tischnachbarin überlassen habe, dies wahrscheinlich, damit sie mich nicht aus dem Konzept bringen könne. Nein, wirklich, Jakob, ganz, ganz großes Kompliment! Sagte Wilhelm. Und ich wisse, wie sparsam er mit echten Komplimenten umginge. Nun sei er wirklich einmal gespannt, was ich denn da zu Wege brächte, seit Dezember. Dann, Babette, bot er mir sein *Urherz* an, zur Überarbeitung, vielleicht bekäme ich es hin. Dies aber nur, wenn ich ihm, zurück in Wetzlar, nächste Woche Einblick gewährte in meinen *Werther*-Essay. *Do ut des*. Darauf wolle er anstoßen, das sei doch ein guter Vorschlag, oder nicht? Ich stieß mit ihm an, einwilligend, Babette, aber nun graut mir vor übermorgen. Was zum Teufel soll ich ihm da zeigen?